

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

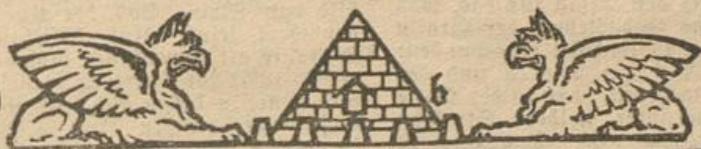
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931**

28.6.1931 (No. 26)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 26



28. Juni 1931

C. A. Voß / Die „Frau Gräfin“

Erinnerungen aus Alt-Baden, Napoleon und mir.

II.

Mögen nun auch die Figuren, die Perspektive usw. des kleinen Aquarells nicht allen Anforderungen einer höheren Zeichnung entsprechen, — eines ist aber Charlottens Pinsel gelungen: die Stimmung von Zwang, von Steifheit, von Langweile wiederzugeben, die über all diesen Personen liegt, — trotz des flügel-schlagenden Kafadus, trotz des verhedden spielenden Offiziers, trotz der grazios geschwungenen Kaffeetafel. Es ist ganz jene „große Einförmigkeit des damaligen Daseins“, in der Charlotte die schönsten Jahre ihrer Jugend verbringen sollte. In dieser Zeit mußten auch die unglücklichen Folgen ihrer Ehe, von denen Karoline von Freystedt berichtet, zutage getreten sein, denn, als Charlotte den Hof verließ, war sie damit dem Gesichtskreis und wohl auch dem Interesse der Memoirenschreiberin entschunden. Nach Karolines Worten war die Ungleichheit der Ehegatten die Ursache des Unglücks. Aber welches waren seine näheren Umstände? Wie hat sie Charlotte erlebt und gelebt? Wie wurde sie Dritten offenbar? <sup>1)</sup>

Es hat sich von Charlottens Hand der Zettel erhalten, auf dem sie den Wortlaut für die Grabinschrift ihres Gatten entworfen hat. Sie lautet:

Ludwig Graf von Voßmer  
geboren, den 28ten April 1769,  
gestorben, zu Offenburg, den 16ten April 1837.

Fromm war sein Wollen,  
Edel und redlich sein Wandel,  
Treu seine Freundschaft,  
Fleckenlos sein tugendhaftes Leben.

Ihm widmet aus Liebe und Anerkennung dieses Denkmahl,  
Seine Gattin,

Charlotte Gräfin von Voßmer, geborene Freylin von Ende.

Liebe und Anerkennung! Es klingt, als ob das zweite Wort das erste richtigstellen soll, aus dem Gefühl heraus, daß „Liebe“

<sup>1)</sup> Vor ihrem Scheiden vom Hofe hat die Gräfin Voßmer noch den Sturz ihres einst so allmächtigen Onkels Ende als einen Skandal erster Ordnung erlebt und dabei werden ihr die süßlichen Erfahrungen an Schandenfreude und Mißgunst der Nebenmenschen nicht eripart geblieben sein. Karoline von Freystedt, sonst sehr vorsichtig in ihrem Urteil, nennt den Freiherren von Ende „den niederträchtigsten Menschen, dem nichts heilig war“ und Barnhagen von Ende schreibt von ihm in seinen „Denkwürdigkeiten“: „Als fähig zu jedem schlechten Streiche, der von oben her gewünscht wurde, nannte man zum Beispiel den Oberstent, Baron von Ende, einen hannoverschen Edelmann, der von dem berühmten Freiherren von Knigge erzogen worden war. . . Er galt als ausgearbeitet in allen Künsten und Niederträchtigkeiten. Ich darf ohne Scheu seinen Namen hier nennen, indem er viele Jahre nachher, nachdem er noch viel Schlimmes verübt hatte, aller seiner Würden sowie des Adels entsetzt und an lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden ist.“ — Nach seiner Fußnote: Freystedt, Erinnerungen S. 165, die den richtigen Sachverhalt wiederlegt. Freystedt er 1830 seiner Stellung enthoben und 1839 wegen schimpflicher Vergehen aus dem Lande verwiesen.

allein zu viel gesagt hätte. „Fromm, redlich, tugendhaft“, so charakterisiert Charlotte ihren Lebensgefährten. „Redlich“ hat ihn auch Karoline von Freystedt genannt und so mag das alles auch die Wahrheit entsprochen haben. „Treu seine Freundschaft“, — kein Zweifel, daß Charlotte, rückwärtschauend am Grabe ihres Gatten mit diesem versöhnenden Worte „Freundschaft“ auch das Wesen ihrer 17jährigen Ehe bezeichnen wollte. Im Grunde war es ja die „alte Geschichte“ gewesen: ein junges Ding, halb noch ein Kind, wird aus „Interesse“ (wie man damals sagte), aus Gründen der „Versorgung“ (wie es heute heißen würde) zu einer „guten Partie“ mit einem viel älteren Manne gezwungen. Die „Folgen“ sind dann nur der natürliche Lauf der Dinge: sie steht am Anfange des Lebens, er am Ende. Bei gewöhnlichen Naturen bleibt es meist bei dem Normalkonflikt: sie möchte sich amüsieren, er möchte seine Ruhe haben. Bei ernstere Menschen — und zu ihnen müssen wir Charlotte zählen — ist auch der Konflikt ein ernstere. Es war eine innere und äußere Debe, die sie in ihrer Ehe umring. Um in dieser Wüste nicht zu verdursten, suchte sie ihre Rettung bei den „Lockungen der Welt?“ Sie sind gewiß der hübschen, temperamentvollen Frau in allen Formen vom höfischen Kurmache bis zur ersten Leidenschaft entgegengebracht worden. Die geschäftige Ueberlieferung ist denn auch nicht müßig gewesen. Sie ging unthürlich durchaus in der Richtung des Normalen, aber mit einer auffallenden, fast erschreckenden Bestimmtheit. Nicht nur den Liebhaber der Gräfin wollte man mit Namen kennen, sondern auch von „lebendigen Folgen“ ihrer Beziehungen wollte man wissen und scheute auch hier vor Namen nicht zurück. Und diese Ueberlieferung lief nicht nur in der Charlotte ungünstig gestimmten Familie meiner Mutter um, sondern ebenso in der meines Vaters, wo sie in einem schroffen Gegenätze zu der Verehrung stand, die der Gräfin dort sonst gezollt wurde. Davon zu reden, wurde in beiden Familien als ein peinliches Thema empfunden, an das man am liebsten nicht rührte: auch der Stolz meiner Freiburger Großmutter, der sonst die bürgerliche Freude an Skandalen beim „Adel“ durchaus nicht fremd war, mochte darunter leiden, daß solche Dinge von jemand erzählt wurden, der die Familie ihrer Tochter so nahe stand.

Als den Glücklichen, dessen Huldbigung die Gräfin angenommen haben sollte, bezeichnete jene Ueberlieferung niemand anders als den Großherzog Ludwig, den Schwager der Markgräfin, der 1818, also in dem Jahre, bevor Charlotte in Baden aufstauete, zur Regierung gekommen war. Den gleichen „Großherzog“, von dem Karoline von Freystedt erzählt, daß er „wie die dramatischen Aufführungen versäumte, bei denen Charlotte glänzte, um sich zu erheitern und Abwechslung in die große Einförmigkeit des damaligen Daseins zu bringen“. So viel dagegen spricht, daß es nur bei einem theoretischen Kampf gegen die Langweile blieb, so viel spricht auch dafür. Goethe hat den Großherzog Ludwig als 17jährigen, jungen Prinzen in einem Briefe an Frau von Steln als „ganz in Fett gebacken“ geschildert. Aber wenn wir auch annehmen, daß Ludwig kraft dieser Eigenschaften den Damen gefallen hat — er wurde später ein strammer Soldat —, so war er doch zu der Zeit, als Charlotte ihn kennen lernte, bereits ein 56-jähriger Hagestolz, sogar noch älter als ihr Gatte, der Karoline

von Freystedt den Vergleich mit dem „Januar“ ins Gedächtnis rief! Jede Zeit hat ihre besondere Psychologie, auch in der Liebe — und, was in der damaligen Zeit die Huldigung des „Fürsten“ für eine junge lebenslustige Frau bedeutete, dafür ist uns Heutigen wohl der „Fühler“ verloren gegangen und wir können aus unserer demokratisierten Weltanschauung heraus darüber kaum urteilen, ohne ungerecht zu werden. Die Langweile ist aber sicher die diebischste aller Gelegenheiten, und an ihr hat es weder Ludwig noch Charlotten gefehlt.<sup>2)</sup>

In dieses Dunkel nun dringt über das Grab herüber Charlottens eigene Stimme wie der verlorene Ton eines Eichendorffschen Gedichtes. Es sind nur ganz wenige Briefe von ihr vorhanden, dafür aber ein Buch, in das sie von Beginn ihrer Ehe ab bis in das letzte Jahrzehnt ihres Lebens Gedichte eingetragen hat. Und diese Auswahl zeigt so deutlich eine ganz bestimmte geistige Richtung, daß es ist, als ob Charlotte ihr Innerstes wie in einem Selbstgespräch vor uns aufschloße. Gewiß: es offenbart sich darin die allgemeine Richtung der Zeit der Romantik, die des Richtes der Aufklärung müde, sich wieder zu den „dunkeln Mächten“ des Gemütes, der Empfindung, flüchtet. Aber es ist hier wiederum eine ganz besondere Strömung innerhalb der Romantik, der sich Charlotte zuwandte, eine Strömung, die ihre „Erlösung“ von der Rückkehr zur Religion, besonders zum Katholizismus erhoffte. In ihr fand Charlotte den Ersatz für das, was ihr Ehe und Welt verlagert hatten. Das Gedichtbuch der Gräfin ist prächtig in rotes Maroquinleder mit Goldschnitt eingebunden: Oktavform, etwas breiter wie hoch. Auf den Deckeln und der Rückseite sind goldene Verzierungen eingedruckt, vorn in der Mitte eine Pyra, auf die aus den Ecken herunter goldene Strahlen schießen. An der Rückseite die Jahreszahl 1828. Das Buch ist aber offenbar erst später gebunden worden, denn es trägt auf der ersten Seite von der Hand Charlottes den Eintrag:

Gedichte  
gesammelt und abgeschrieben  
von  
Charlotte von Bothmer  
angefangen im September 1821 in Bruchsal.

Darunter mit Bleistift gezeichnet: ein vierblättriges Kleeblatt.

Das Buch beginnt mit einem genau geführten Verzeichnis: Titel des Gedichtes, Name des Autors, Seitenzahl, wo es zu finden, — alles gleich anschließend für das Wesen der Sammlerin, wie für die Frage: „Was las damals eine junge gebildete Dame an einem kleinen deutschen Hof?“

Schon die ersten Einträge der 18jährigen jungen Frau zeigen eine ausgesprochene religiöse Richtung. Sie beginnen mit dem bekannten: „Wenn ich ihn nur habe“ von Klopstock, von dem auch später noch eines der „Geistlichen Lieder“ „Wenn alle untren werden, so bleib ich Dir doch treu“ und die „Hymne“ — „Wenige wissen, Das Geheimnis der Liebe, Fühlen Unerfättlichkeit, Und ewigen Durst“ in die Sammlung aufgenommen wurden. Das zweite Gedicht ist Klopstocks „Ode an Gott“ — „Ein stiller Schauer Deiner Allgegenwart, Erschütterte Gott mich!“, es folgen: „Weihnachtslied“ von Jungstilling, „Seraphine steigen nieder“, „Am Konfirmationstag“ von Seume usw. Auch weiterhin finden wir die bekanntesten und besten Namen vom deutschen Parnass (wie es denn auffallend ist, daß die Sammlerin, die jedenfalls nach der Sitte der Zeit an dem Hofe der Markgräfin mehr französisch wie deutsch sprach, kein einziges französisches Gedicht aufgezeichnet hat). Körner, den wir heute eigentlich nur als den „Freiheitskämpfer“ kennen, ist mit einer reizenden Legende „Die Heilige Dorothea“ vertreten, die ihr Rosenwunder behandelt, — „Als unser Meister, Herr Jesu Christ, Zum Heile für ewige Zeiten, In den bitteren Tod gegangen ist, Da bekehrten sich viele Heiden“. Von Goethe hat Charlotte den „Gesang der Geister über den Wassern“ eingetragen: „Des Menschen Seele, Gleicht dem Wasser“ (und am Rande noch mit einem feinen Bleistiftstrich angemerkt), ferner ein Gedicht: „Still und eng und ruhig aufgezoget, Wirft man uns auf einmal in die Welt“ (wobei sie wohl an ihr eigenes Gedicht dachte) und schließlich eine „Glosse“: „Liebe schirmt auf allen Wegen, Treue wohnt für sich allein, Liebe kommt auch rasch ent-

<sup>2)</sup> Großherzog Ludwig lebte übrigens in einer öffentlich sanktionierten Verbindung mit der Mademoiselle Werner, die zur Gräfin Langenstein erhoben war und ihm gerade im Heiratjahr Charlottens (1820) einen Sohn geschenkt hatte. Trotzdem ist er verdächtigt worden, daß die fünf Kinder der zweiten Ehe seines Vaters, des Großherzogs Karl Friedrich, der sich fast 60jährig mit der 19jährigen Freiin Ewer von Geyersberg (der späteren Gräfin Hochberg) verheiratete, nicht von seinem Vater, sondern von ihm stammten. Aber selbst Vöhl, der sonst in seiner Geschichte der deutschen Höfe vor keinem fürstlichen Skandale zurückschreckt, bezeichnet dies Gerücht als „jedenfalls sehr zweifelhaft“. In dem Zusammenhange wird Großherzog Ludwig auch noch weiter beachtet, in der bekannten Kaspar-Sauer-Affäre die Hand mit im Spiele gehabt zu haben: er soll der Gräfin Hochberg bei der Vereidigung der Nachkommenschaft erster Ehe seines Vaters geholfen haben, um dadurch die Hochbergischen Kinder auf den badischen Thron zu bringen. Man sieht, Legendenbildung und Klatsch aller Art sind um diesen fürstlichen Junggesellen nicht müßig gewesen, von dessen „Liebesleben“ man übrigens nur das eine tatsächlich weiß, daß er sich in seiner illegitimen Verbindung mit der Gräfin Langenstein als ein häuslich getreuer, fürsorglicher Vater und Gatte bewiesen hat.

gegen, Aufgesucht will Treue sein.“ Von Schiller gleichfalls eine „Glosse“: „Wort gehalten wird in jenen Räumen, Jedem schönen gläubigen Gefühl, Wage Du zu irren und zu träumen, Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel.“ Auch Byron, „übersetzt von Julius Körner, ist aufgenommen: „Die bessere Welt“, „Mühseligkeit“, „Der Mond“ („schlafloser Sonne melancholischer Stern, Dein thränenvoller Strahl glüht zitternd fern“). Natürlich finden wir auch Viele, die heute nicht nur körperlich „tot“ sind, die aber immerhin ihren Namen in den Brockhaus und die Leipziger Literaturgeschichte gerettet haben. So Holtei mit „Paganini“ (Du düster Mann, in Märchen eingehüllt), Ludwig Robert (der Bruder der Rahel), Immermann mit der „Kunstslegende“ — „Das Requiem“ (einer auch heute noch ergreifenden Darstellung von Mozarts einsamem Tode), Kellstab mit einem 14 Seiten langen Gedicht „Kaiser Maximilian“ (man bewundert die Energie der Abschreiberin ebenso wie die des Dichters!). Auch die beliebtesten dichten Damen der Zeit treten auf: Friederike Brun mit einem „Osterlied“ („An dem dunkeln Schmerzenshügel, Welket stät und fromm mein Geist“), Caroline Fichler mit einem Gedicht: „Was weinst Du Pilger dieser Erden?“ und sogar König Ludwig von Bayern ist der Aufzeichnung eines keineswegs schlechtesten senier opera gewürdig: „Der Könige Loos“ — „Von des Hofes Glanz umgeben, Schon ein Toter in dem Leben, Wie ein Götterbild von Stein, Soll der König, soll vertrauen, Immer abgefordert sein“. Und schließlich Ernst Schulze. Diesen, nur 28 Jahre alt gewordenen Romantiker mit dem prosaischen Namen (1789—1817) hat Charlotte vielleicht selbst gekannt, denn er stammte aus Celle, in dessen Nähe sie heranwuchs. Die Gräfin besaß auch seine beiden großen Epen „Cécile“ und „Die bezauberte Rose“, in grünes Glanzpapier gebunden und auf dem Rücken mit ihren Initialen „C. v. B.“ versehen. Der zerlesene Zustand der beiden Bände, die vielen Randstriche im Innern, lassen vermuten, daß sie ihn besonders geliebt hat.<sup>3)</sup>

Zwischen dieser „Blütenlese“ wuchert dann das Unkraut jener, bei denen selbst Brockhaus und Leipziger versagen. Gegen die Mitte der Sammlung — es fällt wohl mit der Zeit des Uebertritts zusammen — mehren sich die Gedichte dieser „Namenlosen“ mit oft recht zweifelhaftem poetischen, meist rein katholisch-dogmatischem Inhalt und Titeln wie „Die ewige Kirche“, „Maria sei begrüßt“, „Gute Meinung am Morgen“, „Lobgesänge auf das Heilige Kreuz vom St. Bonaventura“ usw. Aber zwischen dieser der Welt sich abkehrenden Stimmung dringt doch immer wieder ein gesunder, frischer Sinn hindurch, der sich mit den Dingen hinieden heiter abzufinden sucht, so wie sie nun einmal sind. Aus einem Gedichte ihres späteren Lieblingsautors Wilhelm Wagner „Beneide Keinen“ hat Charlotte die Verse angestrichen: „Solang Dein Herz noch für das Schöne warm, Und Du noch nicht an kleinen Freunden arm, Solang noch Wald und Flur Dir hold erscheinen, Verschwend die Klage und beneide Keinen!“ — Die letzte der angestrichenen Stellen lautet dann voll Resignation: „Wer da kennt das Land der Thränen, zieht wohl endlich gern von hinnen!“ — um schließlich in einem seltsamen Finale mit dem ersten und einzigen Gedichte politischen Charakters zu enden. Es trägt den Titel: „Festtag aus München zum 25ten März 1868 von Emilie Ringseis“ und ist der Verherrlichung des Märtyrers des badischen Kulturkampfes, dem Freiburger Erzbischof Hermann von Vicari — „O vortrefflicher Vicari des Vicars Christi Du!“ — gewidmet.

Die Gräfin hat nach diesem letzten Eintrag noch 13 Jahre gelebt, aber die Stimmung, Gedichte zu sammeln, war erloschen.

Gibt das Poesiebuch Charlottens auch keine Auskunft über das äußere Geschehen jener „unglücklichen Folgen“ ihrer Ehe, — das eine aber offenbart es mit einwandfreier Klarheit: das Bild einer hübschen, erst nach einem sündenvollen Leben fromm gewordenen Magdalena, die Charlotte nach der geheimen Familien tradition und wahrscheinlich auch nach der heute verklungenen öffentlichen Meinung ihrer Zeit gewesen sein soll, — dies Bild ist falsch. Die Hinwendung zum Religiösen war schon in der 18jähr. jungen Frau lebendig und, wenn das später dem Uebertritt zum Katholizismus zur Folge hatte, so war es nur eine logische und zugleich im Geiste der Epoche begründete Entwicklung. Aber wie Charlotte die Gedichte, die ihr gefielen, weil sie in ihnen ausgesprochen fand, was sie selbst im innersten fühlte, wie sie diese geheime Zwiepsprache in Goldschnitt und mondänes Maroquin gebunden hat, darin man eher Crebillon oder Wieland suchen würde, so verbergte sie wohl auch in ihrem äußeren Leben das romantische Gefühl hinter dem Bilde der heiteren. — vielleicht manchmal sogar etwas frivolen — großen Dame von Welt und Geist, deren geistige Blume aus dem Klima der Aufklärung stammte. Eine Romantikerin im Gewande des ancien régime — diese Doppelheit gibt aber gerade ihrem Wesen, so wie es aus der mündlichen Ueberlieferung und den von ihr selbst hinterlassenen „menschlichen Dokumenten“ zu uns herüberstrahlt, jenen Reiz, der noch heute unser Interesse weckt.

<sup>3)</sup> Auch mein Vater, wohl unter dem Einfluß der Gräfin, hat mir diesen Dichter immer besonders gepriesen. So kam es, daß ich den ganz Vergeßenen las. Und ich war schon in meiner Jugend und bin es heute noch, entückt von dem Wohlklang seiner Verse. Drum habe ich mit Vergnügen bei Leipziger gelesen, daß „er in Rücksicht auf die Anmut und die Feinheit der Form den größten Verstärkern beigezellt werden darf“.

Der Uebertritt der Gräfin erfolgte 1857 in Offenburg, als sie 48 Jahre alt war. Das Manuskript der Predigt, die dabei in der Kirche gehalten wurde, trägt die Ueberschrift:

Nebe  
gehalten am 13. August 1851 beim Rücktritt  
der Frau Gräfin von Bothmer zur katholischen Kirche  
von Städe.<sup>4)</sup>

Ueber die Beweggründe der Gräfin zu ihrem Schritte enthält das Schriftstück gar nichts. Es ist lediglich eine sehr nüchterne Anpreisung der großen Wohlthaten, die die katholische Kirche in Gestalt der höchsten Güter, als da sind, Wahrheit, Tugend und Seligkeit, ihren Kindern bietet. „Wer führt uns durch die gefährlichen Klippen, damit unser Lebensschiff sicher in den Hafen des Friedens einlaufe? Es ist die von Christus gestiftete, auf einen Felsen, den die Porten der Hölle nicht zu übermächtigen vermögen, gegründete Kirche“ usw. Aber so trocken uns das heute anmutet, es entsprach vielleicht doch dem, was Charlotte bei diesem Anlaß erwartete. Denn rationelles Denken und romantisches Fühlen liefen bei ihr getrennt. Diese Eigenart zeigt auch deutlich einer der wenigen Briefe, der sich von ihrer Hand erhalten hat. Enthüllt uns das Gedichtbuch ihr „Fühlen“, so offenbart sich hier die frische und unfeimliche Art, wie sie sich mit dem Alltag der Welt abfand. Es ist ein Brief der 65jährigen, aus Offenburg vom 8. März 1868 an meine damals in Gengenbach lebende Großmutter. (Der weiße Briefbogen hat einen spitzenartigen, durchbrochenen Rand. Auf der Vorderseite links oben befindet sich eine ovale Photographie in einem Kranz von weißen Ornamenten, auf der der Muttergottes in einer Glorie von Engelsköpfen gen Himmel schwebt.)

„Gerne, liebe gute Fanny, möchte ich die allerschönsten Worte finden, um Dir unsre herzlichsten, innigsten Wünsche für den morgenden Tag auszusprechen, aber wenn man einmal so alt ist wie ich, so sind die Worte, die Feder, alles ungelent; und es ist und bleibt nichts frisch als die Gefühle des Herzens. . . Du hast einen guten, braven, frommen Mann, das ist ein großes Glück, wenn man in die Welt schaut und das Licht an die Hauswiesen hebt, Du hast vier wohlgeratene, brave, gute, dankbare Kinder, o liebe Fanny, danke Gott dafür. Wenn Du, wie ich, heute morgen zwei Stunden lang Frau Pfähler gehört hättest, dann würdest Du nicht tauschen wollen trotz dem vielen Gelde. Du hast auch noch zwei alte treue Herzen (damit meint die Schreiberin sich und die mit ihr lebende Kusine meiner Großmutter), die mit inniger Liebe an Dir und den Deinen hängen. Darum soll Gott Dir erhalten, was Du hast, und die abscheuliche Gicht nur hinwegnehmen.“ — Dann geht's auf Offenburgs Personalien über: „Herzlichsten Dank sage ich Dir für die Bemühung mit den Loosen. Frau Pfähler hat es für ihre Gläser und Tassen bequemer. Frau Wedekind — „Du sahst mich einmal und nicht wieder!“ Frau von Berkeim starb an Lungentzündung nach der Grippe. Der Sohn ist sehr zu beklagen, aber am meisten die kleine Marie B., welche, wenn nichts anderes in dem Testament bestimmt ist, wohl bald zu dem senilischen imbécile von Vater zurückkommen wird. . .

Alles Gute wünschend mit der alten Liebe

C. Bothmer.

Schneide das Bild aus in ein Gebetbuch.

Und so wie die Gräfin hier zwischen den Zeilen dieses Briefes hindurchfliehet, frisch, heiter, voll Humor, manchmal auch etwas derb, so steht sie auch in meiner Erinnerung.

Als ich zu ihr kam, wohnte sie in Offenburg in dem Obergeschos der „Apothek“ an dem historischen Plaze, wo diese kleine Gemeinde gleichsam den Dankbarkeitsvogel der ganzen Welt abgeschossen hat, weil sie hier als erste unter allen kartoffeleffenden Städten des weiten Erdenrundes dem „Erfinder der Kartoffel“ — so soll Sir Francis Drake im Offenburgs Volksmunde heißen — ein Standbild errichtet hat. Die Gräfin — damals schon eine Siebzigerin — konnte nicht mehr gehen, und ich habe sie darum nie anders gesehen als in ihrem Rollstuhl mit den riesigen Lehnrohren, der wie ein Thron an der Wand zwischen den beiden, nach dem Plaze zu gehenden Fenstern des großen, niedrigen Zimmers stand. Eine kleine dicke Frau: über dem runden Oberkörper mit den kurzen Armen sah eine lose Facke aus einem glatten dunkeln Stoff (ich glaube, das Kleidungsstück hieß „Haut“) und rings um den Kopf stand die mächtige Spitzenhaube, deren Bänder unter dem Kinn in einer breiten Schleife verknüpft waren. Und so umrahmt von dem appetitlichen Weiß des Rüschenfranzes schaute das rotbäckige, noch ganz glatt gespannte Gesicht mit ein Paar hellblauen Augen klar und munter in die Welt. Neben ihr im Rollstuhl lag der Krückstock, links vom Stuhl stand ein kleiner Tisch, dessen Platte mit einer Perlenstickerei überzogen war, die eine große schwarze Kage darstellte, und rechts auf einem niedrigen Taburett lag als lebendiges Gegenstück der Kage das Hündchen Blanka, mit seinem Rosenamen „Blänkele“ genannt.

<sup>4)</sup> Das Wort „Rücktritt“ ist hier offenbar nicht so zu verstehen, als ob die Gräfin früher schon einmal katholisch gewesen sei, sondern entwirft wohl der kirchlich-dogmatischen Sektion, das jeder Protestant einen „Abfall von der wahren Kirche“ bedeutete, und somit der Glaubenswechsel nur eine Rückkehr darstellte.

Von der ganzen Erscheinung dieser gelähmten alten Frau ging es wie ein Strom von geistiger Gesundheit und Lebendigkeit aus: sie strahlte gleich einer Sonne von Heiterkeit aus ihrem Stuhle. Was mir aber den größten Eindruck bei ihr machte, — mehr noch wie Krückstock und Haube — das waren ihre Hände. Sie waren zwar alles andere, wie aristokratische van Dyck-Hände, eher dickliche Hände mit kurzen runden Fingern, aber so unendlich klein, wohlgestaltet, rosig und frisch, — Hände, wie ich sie, so dünkt es mich, nie wieder gesehen habe. Ich hatte damals ganz besonders das „Haarstreicheln“ und meine um den Ruf der Wohlerzogenheit ihres Sohnes besorgte Mutter hatte deshalb allen Anlaß, mich jedesmal vor einem Besuch bei der Frau Gräfin eindringlich zu ermahnen, nicht wieder so unartig zu sein, wie bei der Großherzogin Luise, deren Zärtlichkeitsversuchen ich mit einer mehr wie unhöflichen Bewegung ausgewichen sein sollte. Aber die Ermahnung war in diesem Falle unnötig: die Art, wie mir die Gräfin, kräftig und doch zart, mit ihrer weichen Hand über die Stirne fuhr, schien mir das Köstliche von der Welt — so daß ich noch heute, wenn ich die Augen schließe, diese Berührung auf meinem entblätternen Haupte zu spüren glaube.

Wenn aber die Frau Gräfin in meinem Herzen überhaupt eine Konkurrenz hätte haben können, so wäre es das Blänkele gewesen. Außerlich, um der Wahrheit die Ehre zu geben, war es viel aristokratischer, viel gräßlicher, als seine Herrin. Es leuchtete immer schneeweiß wie Schlagrahm in seinem Korbe, ein blaues oder rosa Band um seinen Hals, hatte ein wolliges, zartes Fell aus lauter weichen Lämmchen, die schönste, tief schwarze, feuchtschimmernde Nase, dunkle Augen, die wie Kohlen aus dem Hermelin seines Bliezes hervorsunkelten — und ließ alle meine stürmischen Zärtlichkeiten mit einer wahren Engelsgebild über sich ergehen.

Noch übertroffen wurde jedoch die äußere Erscheinung der Gräfin durch das, was sie sagte, und wie sie es sagte. Es war in allem ungefähr das Gegenteil dessen, was ich von zu Hause gewohnt war. Wollte ich nicht essen (ich war ein sehr schlechter Esser, was bei der alten Luis immer ihre Dithramben wegen des „verschminkt seins“ entfaltete), so sagte die Frau Gräfin einfach: „Aber so laßt ihn doch, wenn er nicht mag!“ — Machte ich einen Flecken auf das Tisch Tuch, so bog sie allen Tadel mit der Bemerkung ab: „Tut nichts, dafür ist das Tisch Tuch ja da!“ So banal diese Worte klingen, mir kamen sie wie Offenbarungen aus einer anderen Welt vor. Alle die schrecklichen Dinge, die zu Hause so ernst genommen wurden, wie „Geradesitzen“, „Nicht gispelig sein“, „Zeller leer essen“ usw., hier waren sie plötzlich von ihrem Ueberheblichkeitsstrome abgeseht und an den Nichtigkeitsplatz hinabgedonnert, wohin sie nach meiner geheimen Meinung auch durchaus gehörten. Ja, Worte, für deren Gebrauch mich meine Großmutter in Freiburg womöglich in den „Winkel gestellt“ hätte, fielen wie Perlen von den Lippen der Frau Gräfin und bekamen in ihrem Munde einen mich geheimnisvoll bewegenden (um nicht zu sagen, erregenden) Klang. Als ich einmal bei der Ankunft nach einem nicht mehr vorhandenen Dienstmädchen fragte, das ich in sehr angenehmer Erinnerung hatte, rief sie lachend: „Nein, die ist nicht mehr da, sie hat zu schöne Waden gehabt!“ Aber merkwürdigerweise, auch wo diese „Umwertung der Werte“ meine, wie ich glaube, ziemlich ausgesprochene Eitelkeit hätte kränken müssen, erfüllte sie mich mit geheimem Entzücken. Ich hatte damals die „Deutschen Kaiser“ geschenkt bekommen (Abbildungen nach den Originalen im Römer zu Frankfurt), auf ein langes zusammenlegbares Band aufgelegt, das man wie eine Ziehharmonika auseinanderziehen konnte. Ich wußte die Namen aller Kaiser in ihrer Reihenfolge auswendig (bis heute habe ich sie nicht vergessen!) und ich weiß nicht, wer mehr auf dies „Auswendigwissen“ stolz war, meine Mutter oder ich. Als ich damit vor der Gräfin loslegen wollte, sagte sie bloß: „Ach laß doch die toten Männer in Ruh!“ Und mag sich Freud an dieser Psychologie die Zähne ausbeißen: die Ablehnung nahm mich mehr für die Gräfin ein, als es die höchste Anerkennung hätte tun können.

Doch das Allerhöchste in diesem Märchenreiche war das Betrachter der Gräfin. Das waren zwei stattliche Bände, groß wie ein Atlas, königlich in rotes der eine, in grünes Maroquinleder der andere gebunden, mit Goldschnitt und aufgedruckten Verzierungen. In diese Albums hatte die Gräfin ihr ganzes Leben lang Bilder eingeklebt: farbige Ansichten (wohl Reiseerinnerungen) aus der Schweiz, dem Schwarzwald und Italien, — Genrebilder mit Veierkastenbuben, heimkehrenden Kriegern, Mädchen, die mit Hunden spielen, — ausgeschnittene Köpfe und Brustbilder von berühmten Männern und Frauen, Fürsten und Fürstinnen, Dichtern und Schauspielerinnen; historische Bildchen auch: die Markgräfin Amalie unter einem riesigen Thron baldachin auf ihrem Totenbette, darin die kleine alte Frau so verlassen in dem großen leeren Zimmer lag, Napoleons Abschied von der Garde im Schloßhof von Fontainebleau, Poniatowski, wie er bei Leipzig den Todesprung in die Elster tut. Aber das Besondere waren dabei nicht eigentlich die Bilder, sondern wie sie eingeklebt waren: nämlich nicht in der langweiligen Manier der heutigen Photographienalbums, eins neben dem andern, sondern die Bilder überschritten und kreuzten sich in einer phantastischen Zufälligkeit, so wie Karten, die man auf einen Tisch wirft, sich übereinander und durcheinander schieben. Und manchmal auch waren die Bilder mit ausgeschnittenen Porträts komponiert, so daß etwa über einem Stiche, auf dem eine wunder-

schöne Dame einen Brief siegelt, die obere Hälfte der Kaiserin Josephine hervorwuchs und daneben rechts und links am Rande die Köpfe von zwei anderen Damen hervorlugten mit der hohen „Schlupffrisur“ der Wiger Jahre, langen Ohrringen und einem Zobelpelz um die nackten Schultern.

Und zu all dem gab dann die Gräfin mit unerschütterlicher Geduld ihre Erklärungen auf meine tausendfachen Fragen:

„Wer ist das?“

„Das ist der Kaiser Alexander von Rußland! Das war ein schöner Mann! (Wie hätte man in Freiburg die Betonung einer solchen Kennerlichkeit wie „schön“ gewagt: erstens überhaupt nicht, zweitens nicht bei einem Manne und drittens nicht vor einem Kindel!) Der konnte zehn Stunden hintereinander stehen, ohne daß er müde wurde!“

„Warum hat er sich nicht gekehrt?“

„Weil er nicht gemocht hat!“

„Und das ist der Herzog von Reichstadt. Der war schon als Bub so hübsch, daß ihm in Wien alle Mädele nachgelaufen sind!“

„Warum sind sie ihm nachgelaufen?“

„Weil er so hübsch war!“

„Gelt, er hat auch einen schwarzen Samtanzug gehabt?“

„Das weiß ich nicht, du Grasaff!“

„Und das ist der Kaspar Hauser! Der war bis zu seinem fünfzehnten Jahr in einem Stall eingesperrt und, wie er herauskam, da war er noch dümmmer wie du jetzt! Er konnte nicht mal sprechen!“

„Warum war er dümmter?“

„Weil er eingesperrt war?“

„Warum war er eingesperrt? War er böse?“

„Nein, er war nicht böse, aber die Leute waren böse, die ihn eingesperrt haben. In dem Falle war es umgekehrt!“

„Und das ist der Napoleon! Der hat immer die Damen ins Ohrläpple gepfeht. Sieh, so!“

„Warum hat er sie ins Ohrläpple gepfeht?“

„Weil es ihm Spaß gemacht hat!“

„Hat er dich auch ins Ohrläpple gepfeht?“

„Natürlich! Sieh nur nach, es ist noch rot!“

Und dann das Glanzstück — das Auge der Kaiserin Elisabeth von Rußland! — Es war, wenn ich mich recht erinnere, die Kopie einer Miniatur von Hagen, von der Hand der Gräfin selbst. Wundervoll das durchsichtige Blau, die goldbraunen Augensterne darin und jedes Härchen der Wimpern, wie deutlich auf der pfirsichfarbenen Haut! Aber so herrlich ich das einerseits fand, so gruselig andererseits, weil mir das Auge wie herausgeschnitten vorkam aus dem lebendigen Fleisch, und ich förmlich den kalten harten Schnitt den Nasenrücken entlang fühlte.

„Ja, das war eine wunderschöne Frau — und viel klüger als alle heutigen zusammen —, aber jetzt ist sie längst tot!“

„Warum ist sie tot?“

„Weil uns der liebe Gott alle einmal holt — Gottseidank! — oder der Teufel, wenn man nicht brav war und zu viel dummes Zeug gefragt hat! — Merk dir das!“

\*

Jeder von uns hat seine eigene Art von Snobismus, und es ist das schöne Vorrecht des Alters, daß man es ohne Scheu eingestehen darf, — und so wage ich es denn zu sagen: daß mir jemand die Haare gestreichelt hat, der seinerseits von Napoleon in das Ohrläpple „gepfeht“ war, das habe ich immer als ein großes und geheimnisvolles Glück meines auch sonst nicht ganz unglücklichen Lebens empfunden!

## Hermann E. Busse / Duitt

Zu Knibingen, dem heiteren Landstädtchen, gehörten auch einige Großbauernhöfe, die vor der Drischalt lagen, auf dem Silberzinken, der Zinkenhofer, im Wolfsdobel einer, der Schmalzjörgenhof und an der Sommerhalbe droben der Zehnthof. Alte Bauerngeschlechter herrschen dort über Weide, Wald und Acker, stolze, kluge Sonderlinge waren die Männer, und ihre Frauen, mit Ausnahme der Zinkenhoferin, behäbige Vielmutterkinder.

Die Zinkenhoferin sekte keinen Speck an, als sie in die Bierzig kam, sie wurde spindebürr, und Kinder hatten sie keine. Sie und ihren Mann fraß der Geiz schier auf. Inbessien, sie besaßen das schönste Vieh, die fettesten Matten, die dichtesten Wälder und das größte Haus. Knechte und Mägde hielten es jedoch nicht lange aus bei den mürrischen und hartnäckigen Leuten, man kann sich denken warum. So mußten sie sich mit Tagelöhnern behelfen. Aber die zeigten ihnen manchmal den Meister; denn nicht selten gerieten sie an einen aus Laune arbeitswilligen Handwerksburschen, der durch alle Wässerlein gewaschen war, und der es verstand, so knidrige Brotgeber wie die Zinkenhofer zu bressieren.

Eines Tages, erzählte man sich im Städtchen am Stammtisch des Bürgermeisters Barilin Regenold und seiner Freunde, eines Tages schickte nun dieser Zinkenbauer einen Holzbauer in den Wald, Reiswellen zu machen. Der Severin Schlegel, den er zu diesem Amte ausersehen hatte, war ein alter Kunde, ein Tappelbruder mit zeitweisen bürgerlichen Anwandlungen, bei denen er sich vornahm, fest zu schaffen, zu sparen, um ein Häuschen erwerben zu können in der Stadt. Der Severin sah auf Geld und gutes Essen, wenn ihm die Arbeit so nah auf den Leib rückte, daß er nicht mehr ausweichen konnte. Gut, er ging also in den Wald.

Zuvor gab ihm der Zinkenbauer ein Stück Brot, nicht größer als zwei Mannshäuste, frohtrocken hin; das sei sein Essen. Am Abend käme er mit dem Fuhrwerk, die Wellen abzuholen.

Severin sah erst das Brot und dann den Meister an mit stummem aber vielsagenden Mienenpiel. Da suchte ein sparsames Lächeln um des Zinkenbauern dürstigen Mund: „Se“, sagte er, „legt's Brot ins Wasser, dann wird das Stück größer.“

Severin wandte sich herb ab und schlurste in den Wald hinaus. Er bruttelte immerfort, lachte später auch ein paarmal lustig hinaus. Es war ein wundervoller Tag, trocken, warm und sonnig. Und dem Severin juckte es ein bißchen in den Füßen, auf Wanderschaft zu gehen. Aber nein, jetzt machte er seine Arbeit zuerst.

Am Abend spät, die Sonne schlüpfte schon hinter den Knibinger Wald, da kam der Zinkenbauer mit dem Fuhrwerk: „Delata, böh!“

„Und wo sind die Wellen, Severin?“

„Ja, wo sind auch die Wellen, Bauer?“

Es lag nur eine einzige da am Boden, eine gottliche Welle. Der Bauer stierte den Kunden an, Severin erst umständlich den Schnauz ab der Nase schnellend, lachte endlich und sagte: „Se, leget sie ins Wasser, Zinkenhofer, dann wird sie auch größer.“

Und er schritt auf die Landstraße hinaus, dem nächsten gastlicheren Gehöft zu. Es ist doch allemal wahr, was das alte deutliche Sprichwort sagt: Wo böse Nahrung, da sind wichtige Leute, und wie der Mann sich gibt, so bräiet man ihm die Wurst.

## Richard Zoozmann / Morgenlieder

1.

Es dunkelt noch. Der Sonnentrosse Hof  
Blickt ferneher in ungewissem Glanze.  
Ein Dorfshahn wirft verfrühten Wackeruf  
Durchs fahle Grau, wie eine goldene Lanze.

Der Walb, der auf dem Bergeschettel sitz  
Gleich einer schiefen Mütze, löst sich lichter  
Und nun im Tau der erste Glimmer glitz.  
Erheben sich die Blumenangefächter.

Wie sich im Morgenglanze sonnen  
Die Berge bis zum tiefsten Hangl  
Vom Kirchturm, weinlaubrotumspinnen,  
Lobsingt des Glöckleins Klingelklang.

Ein Vogel zirpt, bald folgt ein ganzer Chor;  
Vom grünen Türmchen laßt die Morgenglocke.  
Ein traulichblauer Herbrand quirt empör,  
Ein Hoshund bellt und zerrt am Kettenpflocke.

Der Tag ist da. Goldschöblig steigt er lacht  
Den Berg hinab, mit offner Hand zu geben.  
Die Stille stirbt, das Dorfgeräusch erwacht,  
Die Straße raffelt und es herrscht das Leben.

2.

Und hinten wirft die fleißigen Arme  
Die alte Mühle durch die Luft,  
Als schaupte sie das sonnenwarme  
Frühgold aus morgenrotem Duft.